

„Ich will nur malen, was wahr ist!“

Die Wiener Albertina zeigt die Ausstellung „Wilhelm Leibl – Gut sehen ist alles!“

Von Heiner Boberski

Man male den Menschen so wie er ist, da ist die Seele ohnehin dabei.“ Mit dieser Devise arbeitete der Künstler Wilhelm Leibl (1844-1900), wohl der bedeutendste Vertreter des Realismus in Deutschland.

Ein junger Maler betritt einen Raum, in dem ein Kollege dem Eintretenden spontan zuruft, er solle in dieser Haltung verharren, denn er wolle ihn in diesem Augenblick, noch mit Hut und Mantel, malen: „So wie du bist, in einem Zug, so wie Courbet!“ In wenigen Stunden vollendet Wilhelm Leibl 1869 das „Bildnis des Malers Szinyei Merse“. Leibl ist tief geprägt von dem von ihm bewunderten französischen Realisten Gustave Courbet (1819-1877), der in diesem Jahr wegen der I. Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast nach Deutschland kommt.

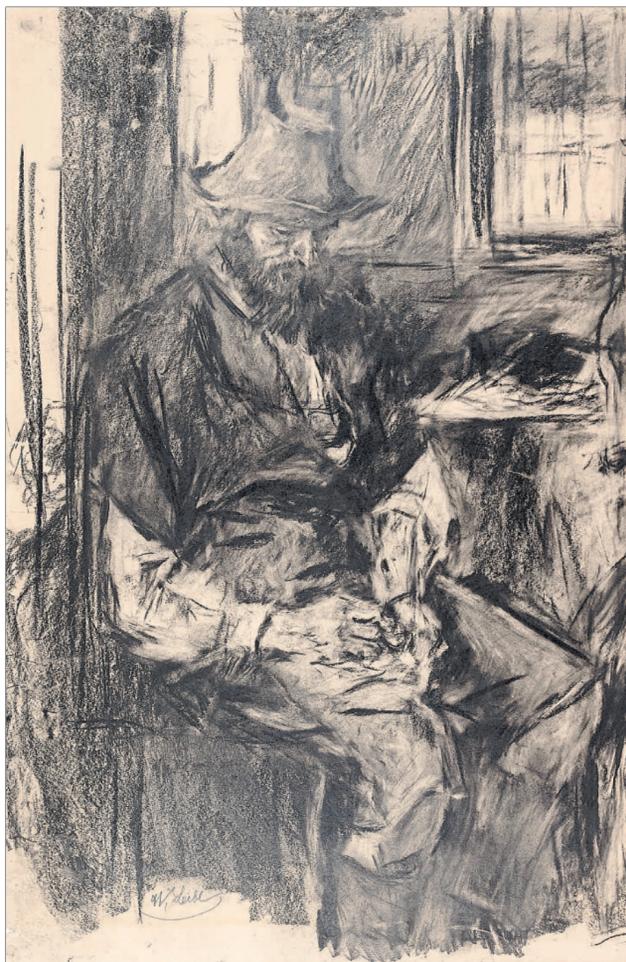
Dieses mit schnellen Pinselstrichen hingeworfene, aus warmen Rot- und Ockertönen aufgebaute Gemälde, ist bei weitem nicht der einzige, aber doch ein wesentlicher Blickfang im ersten Raum der Ausstellung „Wilhelm Leibl – Gut sehen ist alles!“, die noch bis 10. Mai 2020 in der Wiener Albertina läuft und davor im Kunsthaus Zürich zu sehen war. Die etwa 60 in Wien gezeigten Werke weisen den am 23. Oktober 1844 in Köln geborenen Künstler, wie Kuratorin Marianne von Manstein hervorhebt, als ebenso grandiosen Zeichner wie Maler aus. Wilhelm Leibl, kurze Zeit fast in Vergessenheit geraten, gilt heute wieder als einer der größten Meister, ob mit dem Zeichenstift, der Feder oder dem Pinsel, ob mit Ölfarben, Tusche, Kohle oder Kreide.

Die Landbevölkerung ist das Thema seiner Werke

Leibls Zeichentalent wird früh erkannt, schon als Junge erhält er in Köln Unterricht. 1863 beginnt er ein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München, wo er Meisterschüler von Arthur Freiherr von Ramberg und später von Karl Theodor von Piloty wird. Seine Lehrer sind der damals vorherrschenden Historien- und Genremalerei zugeneigt, doch Leibl wandert in der Gestaltung seiner Bilder zunehmend in den Spuren von Künstlern des 16. und 17. Jahrhunderts, vor allem der Niederländer und des Spaniers Diego Velázquez.

Auf der Münchner Kunstausstellung von 1869 ist Leibl mit vier Werken vertreten und erregt vor allem mit seinem „Bildnis der Frau Gedon“ großes Aufsehen. Zeitgenossen vergleichen das Bild, das die schwangere Frau eines Münchner Architekten darstellt, mit Rembrandts Porträtkunst. Da Leibl zu diesem Zeitpunkt aber noch Akademiestudent ist, bleibt ihm die Anerkennung in Form einer Goldmedaille verwehrt. Doch 1870 erringt er eine solche Goldmedaille mit eben diesem Gemälde im Pariser Salon. Auf Aufforderung von Gustave

Wilhelm Leibl, „Bauer am Tisch, seine Pfeife stopfend“, 1894, schwarze Kreide und Kohle, teilweise gewischt, auf Papier. Albertina, Wien



Courbet ist Leibl nach Paris gereist, er kommt dort auch in Kontakt mit dem Künstlerkreis um Édouard Manet, muss aber die französische Metropole im Sommer 1870 als Deutscher schon wieder verlassen, weil der Deutsch-Französische Krieg ausgebrochen ist.

In München entsteht um den heimgekehrten Maler ein sogenannter Leibl-Kreis aus miteinander befreundeten Künstlern. Leibl selbst, der auch ein passionierter Jäger ist, zieht sich allerdings ab 1873 – in diesem Jahr beteiligt er sich an der Wiener Weltausstellung und erringt dort die Goldmedaille – in die bayerische Provinz zurück. Die Wohnorte wechseln, aber die bayerische Landbevölkerung wird zum bestimmenden Thema seiner Werke. Von 1873 bis 1877 befasst sich Leibl auch mit Druckgrafiken, in dieser Zeit entstehen neunzehn Radierungen.

In die Jahre 1876 und 1877 fällt Leibls einzige bekannte Liebesbeziehung – mit der Unterschondorfer Gastwirtstochter Therese Bauer, aus der ein als Säugling verstorbenes Kind hervorgeht. Aus dieser Zeit stammen zwei seiner berühmtesten Werke, das „Mädchen mit weißem Kopftuch“ und „Die Dorfpolitiker“, ein stummer Dialog von Bauern, wie man ihn sich an einem Wirtshaustisch – den Leibl allerdings weggelassen hat – vorstellen kann.

Leibl nimmt sich für seine Bilder viel Zeit, von 1881 bis 1886 für das Gemälde „Die Wildschützen“, das allerdings sein größter Misserfolg wird. Weil es wenig Wertschätzung findet, zerschneidet es der Künstler und fällt in eine tiefe Schaffenskrise. Neben einem Schwarz-Weiß-Foto des Gemäldes sind vor allem mehrere bemerkenswerte Zeichnungen Leibls zum Thema „Die Wildschützen“ erhalten.

1889 kommt Leibl wieder zu Ehren: Eine Ausstellung in der Berliner Galerie Gurlitt, die 26 Bilder von ihm zeigt, findet große Anerkennung. Im gleichen Jahr erringt Leibl, zwei Jahrzehnte nach seinem Durchbruch, wieder eine Goldmedaille auf der Pariser Weltausstellung. 1892 ernannt ihm Prinzregent Luitpold von Bayern zum königlichen Professor. 1895 folgt noch eine weitere Goldmedaille auf der Großen Berliner Kunstausstellung.

Leibl ist kein Maler von Landschaften, sondern von Personen. Ganz deutlich zeigt sich das bei dem Ölgemälde „Leibl und Sperl auf der Jagd“. Leibl und sein Künstlerkollege Johann Sperl, die auch einige Zeit in Kutterling bei Rosenheim zusammen leben und arbeiten, teilen sich hier die Aufgaben auf: Sperl malt die Landschaft, Leibl die Personen.



Wilhelm Leibl, „Die Wildschützen“, um 1882, Kohle auf Papier, Sammlung David Lachenmann © Reto Pedrini, Zürich

Dass Mensch und Umwelt für ihn zusammengehören, verrät Leibls Aussage: „Wir sind mit der äußeren Natur inniger verbunden als wir glauben.“ Im Mittelpunkt von Leibls Kunst steht die natürliche Darstellung des Menschen – ohne Pose, ohne Ablenkung durch die Umgebung, getreu seiner Devise: „Man male den Menschen so wie er ist, da ist die Seele ohnehin dabei.“ Sein „Portrait einer jungen Frau“ (1889) oder sein „Bauer am Tisch, seine Pfeife stopfend“ (1894) sind beredte Beispiele dafür, wie ein Bild bei genauer Betrachtung sehr viel vom Innenleben der dargestellten Figuren preisgeben kann.

Schönheit ist diesem Künstler kein Hauptanliegen

Das Spätwerk Wilhelm Leibls, das rund um die Werkgruppe „In der Küche“ entsteht, umfasst eindrucksvolle Gegenlichtdarstellungen, die schon fast auf den Übergang zur Abstraktion hinweisen. In den letzten Lebensjahren wird er von dem Berliner Kunstsammler Ernst Seeger, der ihm Verkäufe und Ausstellungen vermittelt, finanziell abgesichert. Mit Seeger bereist er 1898 Holland, wo seine alte Begeisterung für die niederländischen Meister des 17.

Jahrhunderts auflebt. Am 4. Dezember 1900 stirbt der schwer herzleidende Wilhelm Leibl als hochgeachteter Künstler in Würzburg.

Albertina-Generaldirektor Klaus Albrecht Schröder betont vor Pressevertretern, dass Leibl nicht den zu seiner Zeit dominierenden Historismus pflegte, sondern besonders die Alten Meister schätzte. Schon die frühe Kopfstudie „Weißbärtiger Alter“ (1866) lässt sofort an Rembrandt denken. Seine zahlreichen Bilder aus dem bäuerlichen Leben erinnern an Pieter Bruegel. Einen Höhepunkt in Leibls Schaffen bilden seine in „Holbeinmanier“ gemalten Werke, vor allem das Bild „Die drei Frauen in der Kirche“, das Vincent van Gogh sehr beeindruckt hat, und das später von ihm in vier Teile zerschnittene Gemälde „Das Mädchen mit der Nelke“. Ein Teil davon, eine Frauenhand mit Nelke, illustriert ein Leibl-Zitat: „Ich möchte mein Leben lang nichts als Portraits mit schönen Händen malen.“

Dass Schönheit diesem Künstler aber kein Hauptanliegen ist, enthüllt schon der Titel der Schau, der sich auf eine leidenschaftliche Aussage Leibls gegenüber dem Wiener Kunstschriftsteller Ludwig Speidel bezieht: „Was, schön sehen? Nein, gut sehen! Und gut sehen ist etwas. In jedem Jahrhundert gibt es viel

leicht nur sechs Menschen, die gut sehen; die anderen sehen alle schön, das heißt falsch.“ Bei Speidel, der einen viel beachteten Bericht über Leibl verfasste, bedankt sich der Künstler mit dem Selbstbildnis von 1891, das heute dem Kunsthaus Zürich gehört. Worum es Leibl letztlich geht, verrät ein anderes Zitat: „Man muss nicht glauben, dass ich gerade das Hässliche malen will. Ich will nur malen, was wahr ist, und das hält man für hässlich, weil man nicht mehr gewohnt ist, etwas Wahres zu sehen.“

Die Ausstellung liefert einen hervorragenden Einblick in Leibls Schaffen. Um jedoch sein ganzes Oeuvre erfassen zu können, ist die Lektüre des Katalogs dringend zu empfehlen. Denn viele Werke konnten nicht nach Wien kommen, etwa die schon genannten, in jahrelanger Arbeit in der Pfarrkirche von Berbling in Bayern geschaffenen, 1882 vollendeten „Drei Frauen in der Kirche“ aus der Hamburger Kunsthalle. In Wien sind immerhin die gleichzeitig entstandenen „Zwei Frauen in der Kirche“ zu sehen. Wie Kurator Bernhard von Waldkirch erläutert, ging es Leibl bei diesem Bild darum, jenes Gefühl von Andacht zu vermitteln, das er selbst aus seinen Jugendtagen im Kölner Dom, wo sein Vater Domkapellmeister war, in Erinnerung hatte.